Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 25 (1941)
Heft: 8-9

Artikel: Entschuldigen Sie - Sie haben ein Loch im Strumpf
Autor: Blocher, Eduard
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-419857

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

zwölf Männern, die im Wintermonat 1904 zu Burgdorf, also im Bernbiet, den Deutschschweizerischen Sprachverein gründeten, sieben Berner waren, darunter auch der erste Obmann. Im Jahre 1910 machte Herr Fallières, damals Präsident der Französischen Republik, unserer Bundesstadt einen Staatsbesuch; dazu schrieb die „France militaire" am 15. August: „Herr Fallières wird in Bern und überall mehr deutsche Reisende antreffen als Einwohner; an den Straßen wird er nur deutsche Gasthöfe sehen, und von hundert Leuten, die ihm begegnen, werden wenigstens fünfzig Germanen sein. Er wird so das Riesenwerk bemerken, das sie und ihr Sprachrohr, der Deutschschweizerische Sprachverein, zustande gebracht haben". Dieser gefährliche Sprachverein zählte damals 150 Mitglieder, darunter etwa 40 Berner! Die Anklage war natürlich lächerlich, aber man hat den Leuten offenbar etwas zugetraut. Und da wir beim Sprachverein gelandet sind: nirgends haben wir einen so rührigen und kräftigen Zweigverein. Was uns Bern bedeutet, das sagt uns schließlich ein einziger Name, der Name dessen, der unser Bester war: Otto von Greyerz.

Paracelsus

geſt. am 24. Herbstmonat 1541.

Vor vierhundert Jahren ist in Salzburg ein Mann gestorben, der am 10. Christmonat 1493 bei der Teufelsbrücke am Südfuße des Etzelberges, auf Einsiedler Boden geboren war und einer der Größten seiner Zeit wurde: Philippus Theophrastus Bombastus Paracelsus von Hohenheim. Es war in der Zeit, da die Schweiz „der Treffpunkt und Tummelplatz von Führern der geistigen Bewegung" jener Zeit wurde (Ermatinger). Es war die Zeit, da Erasmus von Rotterdam nach Basel kam, „das wissenschaftliche Haupt Europas"; auf der Ufenau fand Hutten seine Zuflucht und sein Grab; von der Schweiz aus bekämpfte eine Zeitlang der Elsässer Murner Luthers Reformation, und der Nordfranzose Calvin machte Genf zum protestantischen Rom. Die Schweiz selbst brachte in Zwingli einen Reformator hervor und in Gesner und Paracelsus, um nur diese beiden zu nennen, zwei der größten Gelehrten und Ärzte, deren Namen in ganz Europa bekannt wurden. Paracelsus im besondern nennt Ermatinger „einen der größten Ärzte aller Zeiten, Gottesschauer, Naturkenner und Seelenforscher", einen mittelalterlichen Mystiker und neuzeitlichen Erfahrungsmenschen. Sein Vater Wilhelm Bombast, ein schwäbischer Adeliger von Hohenheim bei Stuttgart, lebte damals als Arzt in der Gegend von Einsiedeln, die Mutter, eine geborene Ochsner, also aus altem Schwyzer Geschlecht, war eine Hörige des Stiftes.* Wenn auch der Vater neun Jahre später nach Villach in Kärnten zog, hat der Sohn sich seiner ersten Heimat immer mit Stolz erinnert, wo er zwar „nit mit feigen, nit mit met, aber mit käs, milch und haberbrot" und „nit in weichen kleidern und in frauen-zimmern erzogen worden", sondern „in tannzapfen erwachsen". Ein unersättlicher Wandertrieb jagte ihn durch alle Lande Europas: von Portugal und England nach Polen, Siebenbürgen, Konstantinopel und Neapel; aber auch in der Schweiz tauchte er immer wieder auf: 1526 in Basel, 1531 in St. Gallen, 1535 im Oberengadin und in Pfäfers. Er tummelte sich auch sonst: am Krankenbett, auf dem Lehrstuhl, in Bergwerken und Bauhütten, in Herbergen und Kneipen, auf der Landstraße, auf Schlachtfeldern und Schindangern. Wie Goethes Faust wollte er „erkennen, was die Welt im Innersten zusammenhält". Sein unruhiges, auch unbotmäßiges und ungeberdiges Wesen hat ihn mit vielen Menschen, besonders mit Berufsgenossen und andern Gelehrten verfeindet, und er konnte sich daher in doppeltem Sinne einen „Eremita", einen Einsiedler nennen. Seine Feinde nannten ihn auch Waldesel von Einsiedeln und grobe Schweizerkuh. Über alles schätzte er „ein frei Herz". Deshalb ist auch sein Wesensbild verdunkelt und erst in neuerer Zeit wieder zu Ehren gezogen worden.

Und wir haben besondern Grund, seiner ehrend zu gedenken. In der Selbständigkeit seines Wesens wagte er es, sich zur Chirurgie zu bekennen, die damals als eines Arztes unwürdig galt; als „stattartzat" von Basel wagte er auch, anstatt der mittelalterlichen Ärztetracht, dem roten Talar und Barett, einen schlichten Rock zu tragen, und was besonders kühn war: er wagte sogar, seine Vorlesungen deutsch zu halten (anderthalb Jahrhunderte vor dem Leipziger Thomasius, dem man sonst als erstem diese Kühnheit zuschreibt), und seine wissenschaftlichen Schriften deutsch zu schreiben. Für die Wissenschaft aber mußte die deutsche Sprache erst geschaffen werden, und als Sprachschöpfer wird er neben Luther gestellt. Noch ein halbes Jahrhundert nach ihm wurden in Deutschland mehr lateinische Bücher gedruckt als deutsche und seine eigenen Werke im nächsten Jahrhundert noch ins Lateinische übersetzt. Er war gegen alle bloß äußerlichen Formen, „Gott will das Herz haben, nicht die Zeremonien", ist sein Wort. Er ist also nichts weniger, als was wir beim Namen Bombastus zu denken versucht sind, namentlich wenn wir seinen vollständigen Namen sehen oder hören; er wird sich nie so „bombastisch" vorgestellt haben. Er hat von sich bekannt: „daß ich mich keiner Rhetorik noch Subtilitatem berühmen kann, sondern nach der zungen miner gepurt und landssprachen, ich bin von Einsidlen, des lands ein Schweizer".

Entschuldigen Sie - Sie haben ein Loch im Strumpf.

Es wird Zeit, auf den Schaden zu achten, der unserer sprachlichen Bildung durch allzu sorglose Übersetzungen aus dem Französischen erwächst; Zeitungen, aber auch Bücher sind voll von Fehlern, die aus dieser Quelle stammen. Es ist schon gar nicht leicht, aus dem Französischen

---

* Es entlastet den Sohn, wenn man weiß, daß der Name Bombastus schon seinen Vorfahren gehörte; denn das Wort bedeutet uns heute Wortschwall, Redeschwulst, und das würde zu dem Bilde passen, das man sich lange von dem Manne gemacht hat. Auch noch K. F. Meyer stellt ihn mit einem geschickten Wortspiel in dieses Licht: Paracelsus besucht den kranken Hutten auf der Ufenau, erkennt aber in seinem Gesichte sofort die Zeichen des nahen Todes; er flüstert deshalb dem Pfarrer als Arzt den Fachausdruck „facies Hippocratica" zu („Hippokratisches Gesicht", nach dem berühmten altgriechischen Arzt Hippokrates) und sagt etwas von einem zerstörten edlen „Organon", worauf Hutten, der etwas gehört hat, unwillig brummt:

Was spricht der Geck das liebe Deutsch nicht rein
Und mischt so garstge fremde Brocken ein!

Von der Krankheit mag der Arzt gar nicht reden und spricht deshalb verbindlich von den geistigen Leistungen des Gastes; doch dieser denkt:

Wie zu dir dein Name paßt!
Bombastus nennst du dich — und sprichst Bombast!

Die Form Bombastus wird gedeutet als Latinisierung von Baumast (es war ja das Zeitalter, wo gebildete Leute ihren Namen ins Lateinische oder Griechische übersetzten oder ihn durch eine Endung wenigstens so aussehen machten). Diese Deutung benutzt Linus Birchler in der N. Z. Z. (Nr. 1479). Nach Kluge ist der Name eine lateinische Übersetzung des auch sonst bekannten schwäbischen Familiennamens Wams, mittellateinisch bombacium, mit Anlehnung an das englische „bombast" (deutsch und frz. Bombasin) für ein Baumwollgewebe, das vor allem zur Auswattierung von Wämsern benutzt wurde und deshalb die Bedeutung „Schwulst" und dann „Wortschwall" bekam. Der Name „Paracelsus" hat nur diesem Mann gehört und wird gedeutet als „Graecolatinisierung" von „Hohenheim". Philippus und Theophrastus sind seine Taufnamen.

gut ins Deutsche zu übersetzen — erst recht übrigens nicht leicht, aus unserer Sprache in die andere, aber damit haben wir es hier nicht zu tun. Die zwei Sprachen sind einander im Geist sehr unähnlich und bringen den Übersetzer nicht selten in Verlegenheit. Es steht nicht so, daß jeder, der die eine und die andere „kann", deswegen auch schon richtig zu übersetzen vermöchte. Übersetzen ist eine Kunst, die mit Liebe und Sorgfalt geübt sein will, die man lernen muß, aber auch lernen kann. Doch unsere schnell arbeitenden Publiz- und Journalisten geben sich nicht einmal die Mühe, der Schwierigkeiten auch wirklich Herr zu werden, sondern schlenkern einfach aufs Papier, was ihnen in die Feder läuft. Von einer Verpflichtung, den Lesern unter allen Umständen verständliche und wirklich deutsche Sätze vorzulegen, scheinen sie wenig zu halten. Manchmal auch lassen sie Wörter oder ganze Satzteile unübersetzt und schreiben flugs den fremden Wortlaut hin, freilich ein bequemes Verfahren.

Ich bringe einige Beispiele aus einem kirchlichen Blatt, das ich regelmäßig lese. Sprachliche Liederlichkeit ist beim geistlichen Stande immer ein besonders schlimmes Zeichen des Verfalls, gehört es doch bei allen Völkern und in allen Religionen zu den besten Überlieferungen der Kirchensprache, daß edle Form und vornehme Ausdrucksweise mit Sorgfalt, ja mit Ehrfurcht gewahrt werden. Aber da sehe man nun, was sich heute kirchliche sogenannte „Organe" leisten: „Professor des Alten Testamentes" z. B.; es heißt doch wohl „Professor für Altes Testament", auch wenn dieser Professor in Lausanne lehrt und man die Nachrichten über ihn einem welschen Blatt entnimmt. Derselbe Übersetzer bringt einen Bericht über den französischen Protestantismus und sagt uns da etwas über „die Vaudois des Piemont" — auf deutsch heißt das: die Waldenser Piemonts. „Es fand in Biel eine semaine protestante statt", — nämlich eine protestantische Woche. „Am Dienstag sprach Pasteur de Saussure in Zürich über die Frage . . ." — auf deutsch: sprach Pfarrer de Saussure (pasteur ist doch nicht ein fremdländischer Titel etwa wie türkisch Agha, Bey, Effendi, Pascha, die man auch bei Übersetzungen wohl oder übel in ihrer fremden Gestalt lassen muß). „Die Neuenburger Nationalkirche" — in der ganzen deutschen Schweiz heißt sonst die Landeskirche Landeskirche. Derselbe Berichterstatter schreibt auch: „Der waadtländische Denker (er meint den 1847 verstorbenen Alexander Vinet) fährt immer fort, die Gemüter zu beschäftigen"; aber das könnte man doch wohl nur von einem Zeitgenossen sagen, während von einem der Vergangenheit Angehörenden gesagt werden müßte, er fahre immer noch oder heute noch fort usw. (Französisch heißt es allerdings: continue toujours). Ich vermute, auch des Berichterstatters Ausdruck „das Bauen des Bodens" rühre irgendwie aus Übersetzerflüchtigkeit her; jedenfalls wird der Boden der Heimat beiderseits der Sprachgrenze nicht „gebaut", sondern bebaut.

Ein anderer Mitarbeiter desselben Blattes erzählt seinen Lesern, der „Nationale Verband der evangelisch-reformierten Kirchen" (Frankreichs) umfasse „etwa 400 Kirchen" und es sei der Evangelischen Gesellschaft gelungen, „mehr als 120 Evangelisationsposten in selbständige Kirchen umzuwandeln". Was will er sagen? Er meint beidemal nicht Kirchen, sondern Gemeinden. Er hat außer acht gelassen, daß das Wort Kirche im Deutschen ein gottesdienstliches Gebäude („die Kirche von Grindelwald" z. B.) bezeichnet und weiterhin einen kirchlichen Verband („die Römisch-Katholische", „die Methodistische", „die Reformierte Kirche") nicht aber, wie das französische Wort église, auch die Einzelgemeinde.

Nicht ein aus französischer Vorlage stammender Fehler, aber immerhin ein Fehler ist es, wenn, was hier auch noch erwähnt werden mag, ein anderer Mitarbeiter desselben Blattes wiederholt schreibt: „die Offenbarung Johannes". Üblich und hergebracht wäre: die Offenbarung Johannis; wer diese lateinische Fügung nicht liebt, muß sagen: die Offenbarung des Johannes, wie man sagt: die Briefe des Paulus.

Ein Buch, das man mit Ergriffenheit lesen kann, aber sprachlich mangelhaft finden muß, ist: Blanche Gamond, ein Hugenottenbuch von Hedwig Anneler, verlegt bei Oprecht in Zürich 1940. Die Verfasserin schöpft meist aus französischen Quellen, begeht aber beim Übersetzen nicht wenige Verstöße, unter andern immer wieder die vorhin erwähnte Wiedergabe von église durch Kirche, statt Gemeinde. Sie schreibt von Leuten, die „in ihren König verrückt" (offenbar fous) seien, auf deutsch sagt man „vernarrt in . . ."; sie spricht von Leuten, die nach ihrem Tode „in den himmlischen Ruhm (offenbar gloire) aufgenommen wurden", deutsch: in die himmlische Herrlichkeit, und nennt diese Leute „meine Nächsten" (wohl mes proches) statt meine Angehörigen oder Verwandten. Das Wort chute gibt sie mehrmals einfach mit „Sturz" wieder, auch wenn eine Sünde (oder Verfehlung) gemeint ist; hier muß natürlich Fall gesagt werden. Changer (nämlich de religion) heißt bei ihr immer „wechseln", statt übertreten. Offenbar durch die gedankenlose Wiedergabe von charger mit deutsch „laden" wird der Satz unverständlich (es ist von einer Folterung die Rede): „Da man wohl sah, daß man nichts über mich vermöchte, wenn man mich zu mir selbst kommen ließe, lud man noch mehr" (d. h. verstärkte man die Qualen). Französisch flatter ist zielendes Zeitwort, das deutsche schmeicheln nicht, deshalb ist der folgende, als ironischer Ausruf gemeinte Satz falsch und geradezu unverständlich: „Daß Gott von so viel Eifer eines noch immer so hohen Königs (nämlich des bekehrungswütigen Ludwig des Vierzehnten) nicht geschmeichelt ist!" Man muß deutsch natürlich sagen: „sich nicht geschmeichelt fühlt". Die bekannte brabantische Stadt, die die Franzosen Louvain heißen, nennt man im Deutschen Löwen (flämisch: Leuven); die Verfasserin läßt den Namen unübersetzt stehn. Im Französischen wird (wenigstens von den katholischen Christen, allerdings nicht von den Protestanten) in Gebet oder Anrufung Gott mit vous angeredet; übersetzt man ein solches Gebet ins Deutsche, so ist selbstverständlich das „Du" zu gebrauchen; unsre Verfasserin aber übersetzt das Gebet der Frau von Maintenon für ihren König: „Mein Herr und Gott, tut mir das Herz des Königs auf, damit ich jenes Gut (offenbar bien, das aber hier nicht das Gut, sondern das Gute bedeutet), hineintreten lasse, das Ihr wünscht."

Es ist keine Schande, wenn jemand nicht Latein gelernt hat und deshalb mit Beugungsformen wie Jesu, Christi, Christo, Christum, Pauli, Petri, Mariae, Johannis usw. nicht umzugehen weiß. Aber es geht nicht an, mit solchen lateinischen Genitiv-, Dativ-, Akkusativformen willkürlich um sich zu werfen und sie anzuwenden, wie etwa ein Negerkönig die ihm geschenkte Taschenuhr als Haarschmuck aufs Hinterhaupt heftet, „der gelehrte St. Johannis", „die Liebe, die du mir in Jesum Christum gezeigt (sollte heißen: erzeigt) hast", „zu Jesum Christum", „um Jesum zu gehorchen", — wie es in unserm Hugenottenbuch heißt, das ist alles falsch; erlaubt ist da einzig Johannes und entweder nach deutschem Sprachgebrauch Jesus Christus oder, wer's könnte und sich gern altväterisch oder gelehrt ausdrückt: in Jesu Christo, zu Jesu Christo, Jesu Christo gehorchen; denn Johannis ist Genitiv (z. B. die Offenbarung Johannis) und Jesum Christum ist Akkusativ (z. B. Jesum Christum lieb haben).

Aber auch andere Schnitzer, die weder mit Französisch noch mit Latein zu tun haben, findet man in dem vorliegenden Buch: „der Spital" nach schweizerischer Art braucht man nicht als Fehler zu rügen (obgleich es die Deutschlehrer

tun), aber einmal „der“ und das andere Mal „das Spital“ in demselben Buch, zeugt von Mangel an Sorgfalt. Fehlerhaft ist „ferne der Städte und Häuser“; hier muß der Dativ stehen, und ganz bedenklich ist: „Wenn ich euch wäre,“ — das läßt die Schule keinem Drittkläßler durchgehn.

Es soll hier niemand heruntergemacht oder gekränkt, aber der zunehmenden Nachlässigkeit in sprachlichen Dingen muß gewehrt werden, und wenn ich einem gewogen bin, darf ich ihn beim Ärmel nehmen: „Entschuldigen Sie, — Sie haben da ein Loch im Strumpf!“ Eduard Blocher.

Briefkasten.

W. J., W. Cervela oder Servila? Sprachgeschichtlich richtig ist keins von beiden. Die Sache ist gar nicht einfach und ganz befriedigend gar nicht zu lösen; man muß sehen, wie man zwischen Herkunft, Sprech- und Schreibgewohnheiten einen Mittelweg findet. — Woher stammt das Wort? Man hat es früher hergeleitet aus lat. cerebellum, der Verkleinerung von cerebrum (Gehirn), von der auch it. cervello stammt, aus dem sich it. cervellata für eine Wurst aus Gehirn entwickelt habe. Dann hat man aber gefunden, das sei unmöglich, weil Gehirn beim Zubereiten weiße oder graue Ware ergebe, während das Fleisch dieser Wurst dunkel sei. Zu Grunde liege vielmehr lat. cervus, it. cervo für Hirsch; die erste Wurst dieses Namens sei aus Hirschfleisch hergestellt worden. Daß der Name dann für Würste auch anderen Stoffes beibehalten wurde, ist nicht verwunderlich; denken wir nur an den Bleistift, in dem schon lange kein Blei mehr steckt. Im Französischen wurde daraus cervelas, und aus dem Französischen werden wir das Wort haben. In Fremdwörtern, die aus dem Lateinischen oder Französischen stammen, wird ein C vor e oder i wie Z gesprochen und seit 1880 auch geschrieben (vor a, o, u und Mitlautern wie K, daher: Zirkus, Konzert für früheres Circus, Concert). Darum haben Duden und andere Wörterbücher die Schreibweise „Zervelatwurst“. (Wenn sie das übersetzen mit „Schlackwurst“, so braucht man bei „Schlack“ nicht wie Sie an Schlacken im Sinne von Abfällen zu denken, sondern Schlack bedeutet in norddeutschen Landschaften den Mastdarm und noch häufiger die in diesen Darm gefüllte Wurst). Nun ist aber die schriftdeutsch unzweifelhaft richtige Form „Zervelatwurst“ gegenüber der schweizerdeutschen so schwerfällig, auch Schreibweise und Aussprache mit Z im Anlaut so ungewohnt, daß wir da für die Schweiz vielleicht eine besondere Form dulden müssen. Aber welche: Cervela wie die Metzgerzeitung will, oder Serbila, wie Sie wollen?

Gesprochen wird im Anlaut einheitlich S, also französisch; soll dieses S auch geschrieben werden? Daß ein franz. c vor e oder i wie als S gesprochen und geschrieben wird, kommt sonst kaum vor. Schweizerdeutsch hört man freilich neben „Zigare“ häufig „Sigare“ und namentlich „Sigarette“, und zu Reklamezwecken werden diese Wörter auch häufig mit C geschrieben (und in der Mehrzahl mit einem frz. -s versehen, damit es „ganz fein“ aussieht), aber in gutem Schriftdeutsch gibt es nur „Zigarre“ und „Zigarette“. Dann sagen wir schweizerdeutsch auch „Santimeter“; viele sagen auch „hochdeutsch“ so, auch noch viele Lehrer, doch hat sich in den letzten Jahren die Aussprache „Zentimeter“ bei gebildeten Leuten in schriftdeutscher Rede ziemlich durchgesetzt. Im übrigen aber wird lat. und franz. c vor e und i wie Z gesprochen; wir sagen „zentral“ und nie „santral“, „Zivil“ und nie „Sivil“ usw. Aber wir sprechen das Wort nun einmal mit S aus und nicht anders, warum sollten wir es nicht auch so schreiben dürfen? Eine Anpassung an den schriftdeutsch allgemein üblichen Ersatz von C durch Z ist hier schon deshalb weniger nötig, weil das Wort auch landschaftlich beschränkt ist. Also haben Sie recht mit Ihrem Anfangsbuchstaben S. Er hat den Vorteil, daß er lautgetreu ist, und es ist gar nicht nötig, daß wir durch ein C an das französische Herkommen erinnert werden; deshalb schmeckt die Wurst nicht besser. Für das Volk und die Volksschule ist jede Abweichung von der lautgetreuen Schreibung eine Erschwerung; zudem verführt die Schreibung Cervela doch wieder manchen zur Aussprache Zervela, die gewiß auch die Metzgerzeitung nicht will. Sonderbar wirkt aber in Ihrer Schreibweise „Serbila“ der Inlaut „bi“ für „ve“. Das Idiotikon führt zehn Formen auf: Serwela, Serwele, Serwola, Serwula, Serwila, Serbela, Serbula, Serfela, Serbel, Serfel; Ihre Form Serbila ist nicht darunter, mag aber doch irgendwo vorkommen, wie es auch noch eine Form „Serfeli“ gibt, die auch nicht verzeichnet ist. Daß wir aus diesem Reichtum gerade die Ihnen vertraute Form „Serbila“ auswählen müßten, ist nicht gesagt, sondern sieht etwas willkürlich aus. Am verbreitetsten ist offenbar die Aussprache mit w, die wir aber wohl mit v wiedergeben müssen (wie in Velo, Valuta, Verb u. a.; Schreibung mit w kommt bei Fremdwörtern nicht vor, und da das Wort den Klang eines Fremdwortes hat, darf man auch hier ein v schreiben). Und nach diesem Laut folgt in den meisten Mundarten ein e (das i ist freilich bezeugt aus Zürich, aber nach w und auch so in der Minderheit). Den meisten Schweizerschnäbeln und -federn würde also die Schreibweise Servela am besten passen. Einige Schwierigkeiten macht dann endlich noch der Auslaut. Auch die Metzgerzeitung verzichtet auf das französische Schluß-s (cervelas) in der Einzahl, setzt es aber in der Mehrzahl, und da das Wort schriftlich meist in der Mehrzahl vorkommt, ergibt sich das aus dem Französischen gewohnte Wortbild. Französische Fremdwörter auf -as in der Einzahl sind wir nicht gewohnt, eher solche auf -at (Certificat), weshalb man auch etwa die Schreibung „Cervelat“ sehen kann, in der die ital. cervellata und die schriftdeutsche Zervelatwurst nachwirken. Da das sachlich sehr volkstümliche Wort doch immer fremd klingt und aussieht, ist wohl das -s in der Mehrzahl wie bei vielen andern Fremdwörtern berechtigt.

Im Anfangsbuchstaben gebe ich also Ihnen recht, im Innern des Wortes der Metzgerzeitung; im Auslaut der Einzahl stimmen Sie beide überein; für die Mehrzahl würde ich mit der Metzgerzeitung ein -s empfehlen. Wie Sie sehen, hat alles seine Gründe.

Man könnte auch noch ein Wort sagen zur Frage des Geschlechts. Nach dem Idiotikon schwankt es zwischen männlich und weiblich (und das nicht verzeichnete „Serfeli“ ist sächlich). Ursprünglich richtig ist das männliche Geschlecht (le cervelas); das weibliche kommt wohl durch Einfluß der Vorstellung „Wurst“ zustande (und das sächliche aus der vermeintlichen Verkleinerungsform).

W. B., W. Sie meinen, die Form „darnach“ sei falsch, es dürfe nur heißen „danach“; denn das r in „darauf, darunter, darin, darüber“ usw. sei nur ein Bindelaut und nur berechtigt, wenn der zweite Teil des mit „da“ zusammengesetzten Wortes mit Selbstlaut beginne. Es solle nur den Zusammenstoß der zwei Selbstlaute vermeiden und so die Aussprache erleichtern; das sei aber nicht nötig vor Mitlaut, deshalb sage man „daneben, dafür, dahinter, davor, dagegen“ usw., und darum dürfe es auch nur heißen „danach“ und nicht „darnach“. Das scheint so zu sein und leuchtet auf den ersten Blick ein, aber es ist nicht so. Dieses r ist kein bloßer Bindelaut, eingeschoben zur Erleichterung der Aussprache, sondern umgekehrt ist es: dieses r gehörte ursprünglich zum Wort „da“; dieses hieß im Althochdeutschen „dar“, hat aber schon früh das r verloren; nur vor den mit Selbstlaut beginnenden Wörtern ist es, offenbar der leichtern Aussprache wegen, erhalten geblieben, aber auch in „darnach“ und „darnieder“; ja noch bis ins 18. Jahrh. schrieb man sogar, besonders in Kanzleien, „darbei“ und „dardurch, darhinter, dargegen“. „Darnach“ schrieben auch Goethe und Schiller, und heute streiten sich die Lehrbücher, welche Form die häufigere sei, „danach“ oder „darnach“. Falsch darf man keines von beiden nennen. „Darnieder“ herrscht vor neben „danieder“. Sogar das einfache „dar“ im Sinne von heutigem „da“ lebte im 16. und 17. Jahrh. wieder auf; so sagt Paul Gerhard „hier und dar“. — Ähnlich ist es gegangen mit „wo“, das althochdeutsch „war“ hieß (im englischen „where“ hat sich das altgermanische r erhalten), im Mittelhochdeutschen aber „wa“; in Zusammensetzungen vor Selbstlaut hat es das r ebenfalls behalten: „worauf, worunter, worüber“, während es vor Mitlaut ausgefallen ist: „womit, wonach“, neben dem aber „wornach“ auch bei den Klassikern noch zu finden ist, im 17. Jahrh. auch „worvon“ und noch im 18. Jahrh. „worwider“ und „worzu“. — Etwas anders war der Verlauf bei ahd. „hiar“. Zunächst zwar ist das r ebenfalls abgefallen und mhd. heißt das einfache Wort immer „hie“, nur in Zusammensetzungen vor Mitlaut „hier“; darum auch heute noch „hierin, hierüber“, vor Mitlaut aber „hienach, hienieden“. Dann ist auch hier das alte r nachträglich wieder eingesetzt worden und hat die r-losen Formen verdrängt: „hierbei, hierdurch“; nur das feierliche „hienieden“ hat das nicht mitgemacht.

Man kann eben in der Sprache nicht immer sagen: „Das ist das einzig Richtige, und das andere ist einfach falsch.“ Jedes Wort hat seine eigene Geschichte, und geschichtlich betrachtet kann manchmal zweierlei richtig sein. Zuletzt entscheidet ja freilich der Sprachgebrauch, aber diesen festzustellen, gibt es nicht immer eine Statistik, und jeder Mensch neigt dazu, das ihm Gewohnte für das allgemein Übliche zu halten. Auch die Form „beleumdet“ haben Sie zu Unrecht angegriffen. Zwar auch der Duden erwähnt nur „beleumundet“, aber vielleicht bringt schon die nächste Ausgabe das kürzere und bei uns ebenfalls übliche „beleumdet“, und falsch ist auch das nicht. Das Hauptwort heißt mhd. „liumunt“ (mhd. iu ist wie langes ü zu sprechen), aber auch schon kürzer „liumet“ und „liumt“. Wenn im Schriftdeutschen die ursprüngliche, volle Form erhalten geblieben ist, so wohl deshalb, weil man das Wort deutete als „der Leute Mund“, eine hübsche, leider ganz falsche Erklärung. Das Wort hat mit den Leuten und ihrem Munde nichts zu tun, sondern stammt von einem älteren Wort ab, das gotisch „hliuma“ hieß und „Ohr“ bedeutete. Im Zeitwort „verleumden“ hat sich die kürzere Form erhalten, und wenn man „beleumdet“ für falsch hält und „beleumundet“ verlangt, so müßte man auch sagen „verleumunden, Verleumundung und Verleumunder“. Man kann also auch da beide Formen gelten lassen. Die eine ist vielleicht vorzuziehen, weil sie kürzer ist und den Irrtum vom „Leutemund“ vermeidet.

Vorläufige Mitteilung. Unsere Jahresversammlung findet Sonntag, den 9. November in Bern statt.